

Jahren, eine alljährliche Apanage zu entrichten, deren Summe mit Zinsen heute schon viele hundert Millionen Goldmark ausmachen dürfte. Da der Papst aber das Königreich Italien nie anerkannt hat, so hat er auch niemals diese Summen angenommen, sondern lebt ausschließlich von Almosen, vom sogenannten Peterspfennig.

Das Zeremoniell im Vatikan ist überaus streng. Es ist das Zeremoniell der asiatischen Herrscher des Altertums, noch verschärft durch das sogenannte spanische Zeremoniell, das buchstäblich jeden Schritt des Papstes, von dem Augenblick, da er sich aus dem Bette erhebt bis zur Minute, da er einschläft, durch Vorschriften regelt. Zum altasiatischen Zeremoniell gehört die sogenannte Proskynesis, das heißt der Fußfall und Fußkuß. Wenn auch der Fußkuß nur bei ganz besonders feierlichen Anlässen ausgeübt wird, so muß jeder Fremde, welcher Konfession er auch angehört, wenn er sich zu einer Audienz im Vatikan meldet, damit rechnen, daß er beim Erscheinen des Papstes auf die Knie fallen und die Hand oder, besser gesagt, den großen Ring auf der Hand des Papstes, den sogenannten Fischerring, küssen muß. Frauen müssen zu diesem Zweck in ganz hochgeschlossenen schwarzen Trauerkleidern mit einem dichten langen Schleier erscheinen. Die traditionelle Tracht der Herren ist in einem solchen Fall zu jeder Tageszeit der Frack mit schwarzer Tuchweste und schwarzer Binde. (Einer der ganz wenigen Fälle, wo diese Zusammenstellung korrekt ist.) Doch dürfte wohl inzwischen auch dieser konservativste aller Fürstentümer den Forderungen der Zeit soweit entgegengekommen sein, daß ein Herr in schwarzem Gehrock und schwarzem Schlips, von den im allgemeinen unachtsamlich strengen Zeremonienmeistern nicht gerade zurückgewiesen wird. Uebrigens bereitet sich der Vatikan in diesem Jahr, das das sogenannte heilige Jahr ist, auf einen ganz besonders regen Fremdenverkehr vor.

Are Hankiri

Eine japanische Episode von E. Mann

O-jo-san-yo wartet. Gelbe Seide umspannt ihre schmalen Beine. Lackierte Fingerspitzen streicheln über die Puppe. Die Augen der Japanerin huschen wie schwarze Mäuse nach rechts und links. Da sind Papierwände, lachsrote Kraniche, hellblaue Seen, rote Barken und goldene Laternen darauf. In der Mitte ein uralter Pflaumenbaum, bizarr in Form und Aussehen: ein verkrüppelter Stamm von zwerghaftem Wuchse, grotesk verschnörkelte Aeste, darüber samtgrünes Laub und phantastische Blüten. In der dunklen Ecke unter der Steinlaterne der Gami-Altar. Ein Lackschrank, kaum fußhoch, Strohmatten. Sonst nichts. Hinter dem Wandschirm mit den rubinroten Chrysanthemen trippelt Su, die Dienerin. Mit einem Rücken, der gebogen ist wie die Mondsichel, steht sie vor dem Kohlenbecken und bläst mit gelben Backen und runden Lippen in die Glut.

O-jo-san-yo klatscht dreimal in die Hände — es klingt so fein und hell wie Plätschern silberner Fontänen. Ge-jo-su huscht auf nackten Sohlen ins Gemach, wirft sich zur Erde, mit der Stirne am Boden:

„Was befiehlt die edelste, herrlichste Granatapfelblüte, die erhabenste Tochter des goldleuchtenden Gestirns ihrer niedrigsten, häßlichsten Schwester zu tun?“ —

„Bringe meinen Schminkkasten! — Auch das Hibachi vergiß nicht — meine Hände frieren und meine Pfeife ist kalt. — Höre, Su! — Wenn die Riksha des Deutschen am Parke hält — eile wie ein Pfeil so schnell, ihm zu öffnen — dann erst melde mir! — Hei, hei!“ * — —

Die Japanerin schmückt sich: Schwarzstift und Pinsel malen in graziöser Wölbung dünne, klare Bogen über die Augen — duftende Schminke rötet Lippen und Wangen — schneeweißer Puder fällt wie Blütenstaub auf Gesicht und Nacken, eine violette Blume leuchtet im rabenschwarzen Haar. Aus den weiten Aermelsäcken nimmt sie weiße Papierchen, putzt sich die winzige Nase. Dann erst wird die fingerhutgroße Pfeife an